

ordnung von 1573 die Gütertrennung. Auf Vorbehalte trafen die Erbfolgeregelungen von 1786, die nicht die „Linie“, sondern den überlebenden Ehepartner begünstigten. Gegen solche Bestimmungen wurden Eheverträge noch bis in den Vormärz hinein genutzt, um an den überkommenen Gewohnheiten festzuhalten.

Der im Titel des Bandes angesprochene europäische Vergleich wird in den „Variationen des Themas: Mitgiftsysteme“ am Ende des Bandes von Margareth Lanzinger gezogen, die aufgrund ihrer profunden Kenntnis der Forschung insbesondere das italienische Dotalssystem als Vergleichsmaßstab erläutert.

Die Beiträge stellen die komplexe Materie der Heiratsverträge quellennah und vielfach in mikrohistorischer Perspektive erhellend dar, sie beleuchten Handlungsfelder und -spielräume von Frauen und Männern. Wo möglich, erfolgt der Blick auf übergeordnete Entwicklungslinien, etwa darauf, ob und wie sich die starke Position des Ehepaares gegenüber der Elterngeneration und den Verwandten in Europa entwickelt hat – eine Entwicklung, die gelegentlich zu den zentralen Elementen der westlichen Modernisierungsgeschichte gerechnet wird. Um zu stärker generalisierbaren Aussagen zu gelangen, wird es notwendig sein, weitere europäische Regionen ebenso intensiv zu beforschen und vielleicht auch in größerem Umfang quantitative Analysen durchzuführen.

*Anke Hufschmidt, Hagen*

Margarida Durães, Antoinette Fauve-Chamoux, Llorenç Ferrer u. Jan Kok Hg., **The Transmission of Well-Being. Gendered Marriage Strategies and Inheritance Systems in Europe (17<sup>th</sup>–20<sup>th</sup> Centuries)**, Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang 2010, XII, 525 S., EUR 53,40, ISBN 978-3-0343-0056-8.

Der Band versammelt eine Auswahl von 18 Beiträgen, die im Rahmen der zweiten Konferenz des europäischen Programms „COST Action A 34: Gender and Well-Being. Interactions between Work, Family and Public Policies“ (2005–2009) zum Thema „The Transmission of Well-Being. Gendered Marriage Strategies and Inheritance Systems in Europe (17<sup>th</sup>–20<sup>th</sup> Centuries)“ im Jahr 2007 an der Universität Minho (Portugal) präsentiert wurden. Es ist dies eine Zusammenschau von Studien, die es sich zum Ziel gesetzt haben, die Rolle der Familie im Hinblick auf deren Sorge um materielles Wohlergehen (*well-being*) in historischen Gesellschaften zu untersuchen, und zwar ausgehend von Heiratsstrategien, Formen der Besitzweitergabe und von den Beziehungen zwischen den Generationen. Die dabei eingenommene Geschlechterperspektive erlaubt es, insbesondere die Position von Frauen in unterschiedlichen Erbmodellen, die Lebenssituation von Witwen und jene von Frauen, die einem Haushalt vorgestanden haben, sowie jene von Müttern nicht-ehelich geborener Kinder zu beleuchten. Lebenswege von Frauen werden also sowohl innerhalb als auch außerhalb ehelicher Verbindungen zum Thema gemacht.

Die gemeinsame Grundlage liefern analytische Konzepte und interpretative Kategorien, die für die Historische Familienforschung wichtig gewesen sind. Dabei handelt es sich um ein heuristisches Instrumentarium, das zugleich in vielfältige, aber auch gegensätzliche Richtungen weist, wobei die HerausgeberInnen – allesamt herausragende VertreterInnen im Bereich der Historischen Familienforschung – eine klar umrissene Linie einschlagen.

Ein erster analytischer Zugriff erfolgt, um Dimensionen des Vergleichs einbringen zu können, über das vor einem Vierteljahrhundert von Emmanuel Todd erarbeitete Modell der Familienstrukturen (*family systems*). Dieses fungiert als eine Matrix, die von vier zentralen Familientypen (Strukturen) in West-, Ost- und Südeuropa ausgeht. Die Toddschen Familientypen werden auf Basis unterschiedlicher Kombinationen von Werthaltungen definiert, welche die Beziehungen zwischen Eheleuten sowie zwischen Eltern und Kindern modellieren: Autoritarismus, Liberalismus, Gleichheit und Ungleichheit. Dieses Modell hat den Vorteil, dass darin Fragen der Familienstruktur, des Residenzmusters (patri-, uxori- oder neolokal) und der Besitzweitergabe miteinander verschränkt sind. Doch ist dieses Modell auch sehr umstritten, vor allem wegen des Vorwurfs des „Kulturalismus“, der oft dagegen erhoben wurde. Denn Todds Modell zufolge erscheinen die familialen Beziehungen aus einer langfristigen Perspektive von einem klar abgrenzbaren Ensemble an Grundhaltungen bestimmt, denen ihrerseits über die familialen Konfigurationen auch Einfluss auf die wesentlichen ökonomischen, politischen und religiösen Phänomene zugesprochen wird. In diesem Sinn wurde das Modell von Todd oft analog zu den Theorien gesehen, die Alan Macfarlane in Bezug auf die Bedeutung von Familienstrukturen in einem teleologisch angelegten Prozess der Herausbildung des Individualismus in England und Europa vertreten hat. An sich gibt es – neben Ansätzen, die in der Sozialanthropologie erarbeitet wurden (vor allem von Jack Goody) – seit geraumer Zeit auch andere im Bereich der Familiengeschichte einsetzbare analytische Modelle, die sich dazu eignen, familiale Formationen und Strukturen sowie die Übertragung von Besitz eng miteinander in Beziehung zu setzen. Das relational-dynamisch angelegte Konzept von David W. Sabeian beispielsweise oder das ökologische von Gérard Delille gehen ebenfalls davon aus, dass dem Besitztransfer eine entscheidende Bedeutung zukommt, wenn es um die Erforschung von Familienmodellen geht. Vor allem unterstreichen sie dessen Bedeutung für das Ausformen persönlicher Verhaltensweisen historischer AkteurInnen, die um die Möglichkeiten und Ressourcen wissen, die Familien bieten können. Diese analytischen Perspektiven wurden von HistorikerInnen ausgearbeitet und auf die Bereiche der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte zugeschnitten; der Kultur weisen sie allerdings eine weniger zentrale und entscheidende Rolle zu.

Die Entscheidung, gerade das von Emmanuel Todd entwickelte analytische Instrumentarium bevorzugt anzuwenden, wird verständlicher, wenn man es in Zusammenhang mit dem zweiten, für den allgemeinen Rahmen des Bandes wichtigen Konzept sieht: mit dem auf strategisches Agieren innerhalb der Familie und mittels der Familien gerichteten Interesse. ‚Strategien‘ bedürfen allerdings, um in die Tat umgesetzt zu wer-

den, der AkteurInnen mit starken und klaren konzeptuellen Umrissen – wie eben jene der Todd'schen ‚Familienformen‘. Das Konzept der ‚Strategien‘ ist in der Sozialanthropologie im Kontext des Transaktionalismus entstanden, als Gegenposition zum Funktionalismus strukturalistischer Ansätze. Mit der Soziologie von Pierre Bourdieu sind Heirat und Familie (vor allem unter dem Blickwinkel des Zusammenhaltens von Familienbesitz) in das Zentrum des strategischen Agierens gerückt. Der Einsatz dieses Konzepts in der Historischen Familienforschung fungierte, beginnend mit Natalie Zemon Davis und weitergeführt von Louise Tilly, als Korrektiv gegenüber dem statischen Charakter des auf die Demographie zentrierten Modells von Peter Laslett und der Cambridge Group for the History of Population and Social Structure, indem sie die Frage nach Intentionalität von gewählten Handlungsoptionen und getroffenen Entscheidungen in die Diskussion eingeführt haben. Doch nahm der an Strategien orientierte Ansatz in der historischen Forschung mit der Zeit eine teleologische Richtung, indem Familien als ihres nahezu perfekten strategischen Handelns bewusste Organisatorinnen dargestellt wurden. Dies hat unter VertreterInnen der Historischen Anthropologie wie Pier Paolo Viazzo und Katherine A. Lynch Kritik hervorgerufen, aber auch HistorikerInnen aus dem Umfeld der italienischen Mikrogeschichte haben vorgeschlagen, mit anderen interpretativen Instrumentarien zu arbeiten, beispielsweise mit jenem, das auf Verwandtennetzwerken (Giovanni Levi) basiert oder von der Prozesshaftigkeit von Lebenswegen (Simona Cerutti) ausgeht. Dabei handelt es sich um Zugänge, die eine Analyse der Mobilität – sowohl der sozialen als auch der räumlichen und der von Berufswegen in städtischen Milieus – mit einschließen und ebenso das Scheitern wie Widersprüche sichtbar machen. Darüber hinaus haben die Forschungen zu ehelichen und familialen Konflikten, die in den letzten zehn Jahren von einer Reihe von HistorikerInnen unter der Koordination von Silvana Seidel Menchi am Istituto storico italo-germanico in Trient auf den Weg gebracht wurden, ein wichtiges Korrektiv gegenüber einem allzu harmonisch konzipierten Modell von Familie geliefert.

Viele der bereichernden Beiträge des Tagungsbandes konzentrieren sich auf Familien im ländlichen Raum, die als wichtigste ProtagonistInnen gesehen werden, wenn es um die Verteilung von Ressourcen und um das Bestreben ging, durch die Zielrichtungen der Heirats- und Erbpraxis ihrer Mitglieder das Vermögen in seiner Integrität zu erhalten. Dies lässt an den Einsatz des Strategiekonzepts im ‚klassischen‘ Sinn denken. Doch bietet der Band auch eine ganze Reihe von Studien, die der Weitergabe von Handels- und Handwerksbetrieben und Lebenswegen gewidmet sind, die Besitz und bäuerliche Ressourcennutzung mit Migrationsverläufen und den Möglichkeiten, die der Markt geboten hat, verknüpfen. Dadurch gestaltet sich der Ansatz gegenüber einer strategieorientierten Perspektive weit komplexer, und die Dynamik von Situationen, in denen sozio-professionelle und räumliche Mobilität eine signifikante Rolle spielen, wird hervorgehoben. Mehrere AutorInnen dekonstruieren zudem das harmonische Familienmodell, indem sie das Spannungsfeld betonen, das zwischen unterschiedlichen Interessen-

lagen bestehen konnte: zwischen Eltern und Kindern, unter Geschwistern, zwischen Männern und Frauen.

Noch eine dritte, für das Projekt grundlegende Analysekategorie, nämlich Gender, wurde sehr gezielt eingesetzt. Fern einer poststrukturalistisch inspirierten Skepsis, dient Geschlecht hier als konkrete Perspektive und primär als soziale, weniger als analytisch gefasste Kategorie, die dazu genutzt wurde, um die Position von Frauen in sozialen, ökonomischen und rechtlichen Belangen der familialen Organisation, der Besitzweitergabe sowie der Absicherung in schwierigen Lebenslagen (von Alleinstehenden, von Witwen, älteren Frauen und ledigen Müttern) einzuschätzen. In diesem Sinne handelt es sich um einen gewinnbringenden Zugang für das Sichtbarmachen konkreten Handelns von Frauen in Zusammenhang mit der Aneignung von Ressourcen. Er erlaubt darüber hinaus eine kritische und dynamisierende Bewertung der Todd'schen Familienstrukturen, dessen Interpretationsansatz ansonsten allzu sehr auf Statik und Gleichgewicht abhebt. Zugleich bietet die Geschlechterperspektive auch einige sehr originelle Blickwinkel des Zugangs zu Unterstützung von Seiten der Familie: so zum Beispiel die Möglichkeit, eine sozial eindeutig benachteiligte Situation (wie ledige Mutterschaft oder lebenslanger Ledigenstand) für den Zugang zu Beziehungs- und ökonomischen Ressourcen zu nutzen, die an die Solidarität zwischen den Generationen und an die Gegenseitigkeit unterschiedlicher innerfamiliärer Formen von Unterstützung gebunden sind. Dieser Austausch war nicht immer von Logiken der Solidarität, der Gegenseitigkeit und der unbezahlten Hilfestellung getragen, doch nähert er sich – wie neuere geschichtswissenschaftliche Untersuchungen zum Bereich der sozialen Fürsorge gezeigt haben – durchaus den Mechanismen eines Austausches und der Gegenleistung an. Viele der Beiträge liefern wichtige und konkrete Ergebnisse zu den genannten Themenbereichen. Paulo Lopes Matos, Sølvi Sogner und Margarida Durães zeigen in ihren Forschungen das Phänomen eines gewissen Ausgleichs für erbrachte Unterstützungsleistungen auf, das über soziale Austauschprozesse organisiert war. So wurde beispielsweise den Eltern im Alter Hilfe zuteil im Gegenzug dazu, dass sie nicht ehelich geborene Kinder und deren ledige Mütter bei sich aufgenommen hatten oder als Gegenleistung für übertragene Rechte und Güter. Einige der Untersuchungen verdeutlichen, dass die Situation von Frauen außerhalb einer Ehe mit Risiken verbunden sein konnte, aber auch mit einer ganzen Reihe von Möglichkeiten: Antoinette Fauve-Chamoux verweist auf die problematischen Seiten der Wiederverehelichung von Witwen, während Ofelia Rey Castelao, Mikołaj Szoltysek, Sølvi Sogner und Béatrice Craig die Handlungsräume sichtbar machen, die sich den Frauen in der oft schwierigen Position als Haushaltsvorständinnen eröffneten. Die neuen Besitzrechte der Frauen bedrohten jenes eingespielte Gleichgewicht, das sich über die bevorzugte Übertragung von Besitz an Männer und den Bedacht, der auf die Kontinuität des Haushalts gelegt wurde, herstellen ließ. Davon ausgehend haben sich die Studien von Marie-Pierre Arrizabalaga, Helena Cristina F. Machado und Margarida Durães mit dem Aushandeln und Agieren der Frauen entgegen den geschlechtsspezifischen Benachteiligungen

auseinandergesetzt sowie mit den Versuchen der Gegenseite, rechtliche Normen der nachnapoleonischen Zeit dahingehend umzufunktionieren, dass die den Frauen zugesprochenen Besitzrechte blockiert wurden, um die Auflösung patriarchaler Stammfamilienkonstellationen zu verhindern.

*Ida Fazio, Palermo*  
*aus dem Italienischen von Margareth Lanzinger*

Daniel Kaiser, **Die elterliche Eheeinwilligung. Rechtsgeschichte der familialen Heiratskontrolle in Mitteleuropa** (= Ius vivens. Rechtsgeschichtliche Abhandlungen 20), Berlin u. a.: Lit Verlag 2007, 608 S., EUR 59,90, ISBN 978-3-8258-0736-8.

Der umfangreiche Band von Daniel Kaiser präsentiert die Ergebnisse seiner 2007 an der Universität Mainz abgeschlossenen Dissertation zum Thema der elterlichen Eheeinwilligung. Räumlich bezieht sich die Untersuchung auf eine Vielzahl an Reichsterritorien, das spätere Deutschland, auf Österreich und die Schweiz. Die Studie holt insgesamt weit aus. Einerseits berücksichtigt sie die maßgeblichen rechtlichen Einflüsse: das römische Recht, das Kirchenrecht und den Code Napoléon. Andererseits will sie der Gleichzeitigkeit und Abfolge der je nach Konfession beziehungsweise Religion und je nach territorialer Zugehörigkeit unterschiedlichen Rechte und damit der Pluralität der Rechtsordnungen Rechnung tragen. Neben dem kanonischen und protestantischen behandelt der Autor auch das jüdische Eherecht, Policeyordnungen sowie territoriale und nationale Kodifikationen des zivilen Rechts. Der angekündigte Schwerpunkt auf dem 19. Jahrhundert bildet sich im Buch selbst kaum ab, vielmehr überspannt der zeitliche Bogen 2.500 Jahre – vom römischen Zwölftafelgesetz bis ins 20. Jahrhundert.

Das kommentierte Titelbild – das eine Romanszene zur Eheanbahnung zwischen einem reichen Bauernsohn und einer armen Magd darstellt –, das im Buch eingangs zitierte Motto aus Schillers „Hero und Leander“ und die anschließenden Rekurse auf dieses und andere berühmte Liebesdramen, in denen väterliche Autorität, Familienfeindschaften, Standesdenken oder religiös motivierte Trennlinien das Zustandekommen von Ehen verunmöglicht oder erheblich erschwert und belastet haben, führen zum Auftakt mögliche Implikationen der erforderlichen elterlichen Eheeinwilligung, Kontexte und Motive für deren Verweigerung und daraus entstehende Konflikte vor Augen. Im weiteren Verlauf stehen detaillierte Ausführungen über die genannten Rechtsordnungen, zeitgenössische Stellungnahmen und Positionen von Rechtsgelehrten, Kommentatoren und Philosophen im Mittelpunkt, jedoch nicht die Gerichtspraxis.

Im ersten an die Einleitung anschließenden Abschnitt gibt Daniel Kaiser einen Einblick in wirtschaftlich und armenpolitisch begründete Ehebeschränkungen, unterschiedliche Ehekonzepte und Parameter der PartnerInnenwahl und fragt nach Leitbildern in der Hausväterliteratur, in Katechismen und im „bürgerlichen Rührstück“